



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1936

10 (1936)

Caritasblüten

Nr. 10

Oktober

1936



Christus Ist König und Herrscher allein
Über das Weltall – und alles ist sein!
Blutend hat er uns das Leben errungen,
Siegreich hat er die Hölle bezwungen,
Christus bleibt Sieger zu aller Zeit,
Christus bleibt König in Ewigkeit! M. B.

Die Rosenkranzönigin

Es war in einem Oktobermonat, als ein Missionsbischof zwei eifrige Missionare beauftragte, Ausschau zu halten nach einem neuen Arbeitsfeld. Mutig zogen sie an die Küste des Indischen Ozeans und schifften sich ein, um ins Ungewisse hinauszufahren; ein heftiger Sturm trieb das Schiff auf eine von Zanzibar weit entlegene Insel, Pemba, die noch auf keiner Landkarte zu finden war; es war ein herrliches Eiland, und die Bewohner machten den besten Eindruck. Als die beiden Patres, welche von den tosenden Wellen übergossen worden waren, mit nassen Kleidern am Ufer landeten, wurden sie ehrfurchtsvoll empfangen, und man gab ihnen sogar trockene Kleider zum Wechselln; dann hieß es: „Ehe wir auf unserer Insel einen fremden Gast aufnehmen, und ihn einquartieren, muß er zuerst zu unserm Gott des Glückes mit uns beten.“ — Das war für die Missionare nicht einerlei und berührte sie selbstverständlich unangenehm. Aber sie mußten wohl oder übel dem zusammengetretenen Rat des Volkes auf den Tempelplatz des Glücksgottes folgen. Sollten sie den Götzen anbeten? Um keinen Preis. Sie waren ratlos; wenn wir uns fahnenflüchtig zeigen, ergeht es uns schlecht, sagte jeder von ihnen unbemerkt. Sie beteten also beide aus tiefstem Herzen ihren Rosenkranz, bis sie zu dem Meeresfelsen kamen, wo die Glücksgöttin an einem Felsenvorsprung zur Verehrung unter einem Blätterdach auf steinernem Fußsockel aufgestellt war. Sobald sich die Großen des Landes und das Volk diesem Altärchen näherten, schmiegt sich die Machthaber dicht zum Bilde heran und murmelten ihr Gebet, denn sie wußten gar viele Wunder von ihrer Glücksgöttin zu erzählen.

Die zwei Patres fühlten sich plötzlich glücklich wie die Jünger auf Tabor; — der von ihnen gefürchtete Glücksgott war eine kleine Mutter-Gottes-Statue, die einen lieblichen Anblick bot. —

Welle um Welle hatte mit der Zeit silberglänzende Flutperlen angespült, die sich wie ein Rosenkranz um die Füße der Mutter Gottes wanden.

Höchst erstaunt erkundigten sich die Patres, wie diese kostbare Figur, die sie Glücksgöttin nannten, in ihre Hände gelangt sei.

„Mit diesem Bild ist der Himmelssegens in unser Land gekommen“, sagten sie, „neue frohe Menschen sind wir damit geworden, jedem geht es seitdem gut, und jeder lebt friedsam mit seinem Nachbar. Diese Göttin des Glückes schirmt uns wie eine Henne ihre Küchlein; sie tränkt unsere Felder, so daß niemand mehr zu hungern braucht, und sie wirft die Meeresfluten zurück.“

Mit einem Wort, die Leute waren von einem unendlichen

Vertrauen auf ihre Göttin beseelt und hingen mit einem Glauben daran, der Berge versetzen könnte. Freud und Leid trugen sie zu ihrer Glücksgöttin.

Die beiden Missionare freuten sich im Bewußtsein, daß sie vor der Statue ihrer treuen Herrin, Mutter und Himmelskönigin standen, neigten ihre Häupter in glühender Andacht und tiefer Verehrung, knieten vor ihr nieder und beteten laut den Rosenkranz. Ehrfurchtsvoll sahen und hörten die Ältesten des Volkes mit sichtlichem Wohlgefallen zu, drangen dann auf die Einwohnerschaft ein, für diese Fremdlinge eine große, geräumige Hütte zu bauen; und die Patres hatten gewonnenes Spiel. Maria, die Rosenkranzkönigin, hatte nicht nur ihre Angelegenheit glänzend erledigt, sondern viele Missionsstationen ins Leben gerufen. Die Apostel hatten leichtes Arbeiten, weil durch Maria die Pionierarbeit beim Volke schon geleistet war.

Endlich erfuhren die Patres auch die Geschichte dieser „Glücksgöttin“.

Ein schiffbrüchiger alter Mann kam mit dieser Figur, die er krampfhaft in seinen Armen trug, am Ufer angeschwemmt und gab sterbend durch Gebärden zu erkennen, daß das Volk dieses Bild in Ehren halten sollte, es würde ihnen Glück bringen. Sie hatten die Sprache dieses Mannes nicht verstanden, aber die Bedeutung, was er damit sagen wollte, doch begriffen und mit der Zeit erfahren, was für eine Kraft und Macht diese „Glücksgöttin“ spendete. Ebenso fanden sie bei diesem verunglückten Mann eine Perlenkette, welche fest um die Faust gewunden war, dessen Kettchen aber durch das salzige Wasser verrostet waren. Der Häuptling der Insel bewahrte die Kette zum Andenken als ein Geheimnis. Nun war die Freude der beiden Missionare noch größer, als sie in der besagten Perlenkette einen Rosenkranz vorfanden.

Heute sind auf dieser Insel blühende, christlich-katholische Gemeinden.

Diese wahre Erzählung bedarf keines Kommentars. Sie ist ein klarer Beweis der Macht der Gottesmutter und des Rosenkranzgebetes, das zu allen Zeiten die sichere Waffe gegen das Toben der Hölle war und jedem christgläubigen Herzen Schutz und Trost in schweren Stunden bleibt.

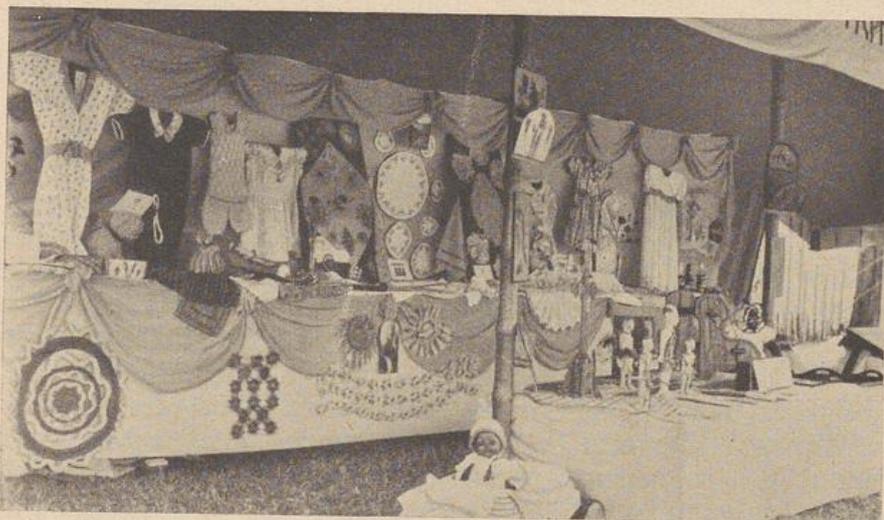
3

Unsere Ausstellung in Nakuru

Hier in der Kenya Colony ist jedes Jahr eine Landwirtschafts- und eine Industrie-Ausstellung, die meistens in der Stadt Nairobi gehalten wird und zu welcher jährlich im Juni auch alle Schulen eingeladen werden, dementsprechende Artikel zu schicken.

Wer nicht mittut, wird bei der Schulbehörde hintangesetzt. Wegen dem großen Wettbewerb der vielen andersgläubigen Schulen dürfen wir nicht zurückstehen. Und so gehen wir denn nach alter Sitte jedes Jahr mit unseren Sachen und Säckelchen, die die Kinder gemacht haben, zur Ausstellung.

„Wenn Ihr recht fleißig seid, dann bringen wir unsere Handarbeiten zur Ausstellung in Nakuru“, so sagten wir denn auch dieses Jahr zu unseren 119 Kindern in der Schule, kurz vor Ostern. Das half; in jeder freien Zeit, die ihnen sonst recht teuer war, wurde gebettelt, ihnen doch ja nur noch etwas Handarbeit für die Ausstellung zu geben, was wir denn auch oft taten, wohl manchmal zweifelnd, ob diese schwarzen Hände und



ARCHIV

Ausstellung von Hand-, Flecht- und Näharbeiten unserer schwarzen Kinder in Nakuru, Ost-Afrika

Händchen die Handarbeit ohne Extraaufsicht sauber halten würden.

Die Tage der Ausstellung rückten immer näher; kurz vorher ließ der liebe Gott auf einmal regnen und immer wieder regnen, schon zweifelten wir ernstlich daran, ob wir überhaupt gehen können, besonders da das Lastauto sechs Stunden braucht bis Nakuru. Doch der Regen ließ am Pfingstdienstag, dem Abreisetag, etwas nach und wir machten uns auf den Weg, und zwar die vier hochwürdigen Patres von vier verschiedenen Missionsstationen mit ihrem Personenauto und Schwester Oberin und ich im Lastauto vorne neben dem Chauffeur, und hinten, bei all unseren kostbaren Ausstellungssachen, fünf unserer Mädchen. Diese nähen, sticken usw. bei der Ausstellung vor dem Publikum, um ihren schwarzen Mitbrüdern und -schwestern zu zeigen, daß sie wirklich all die schönen Sachen selbst angefertigt haben. Heuer gingen zum erstenmal auch die

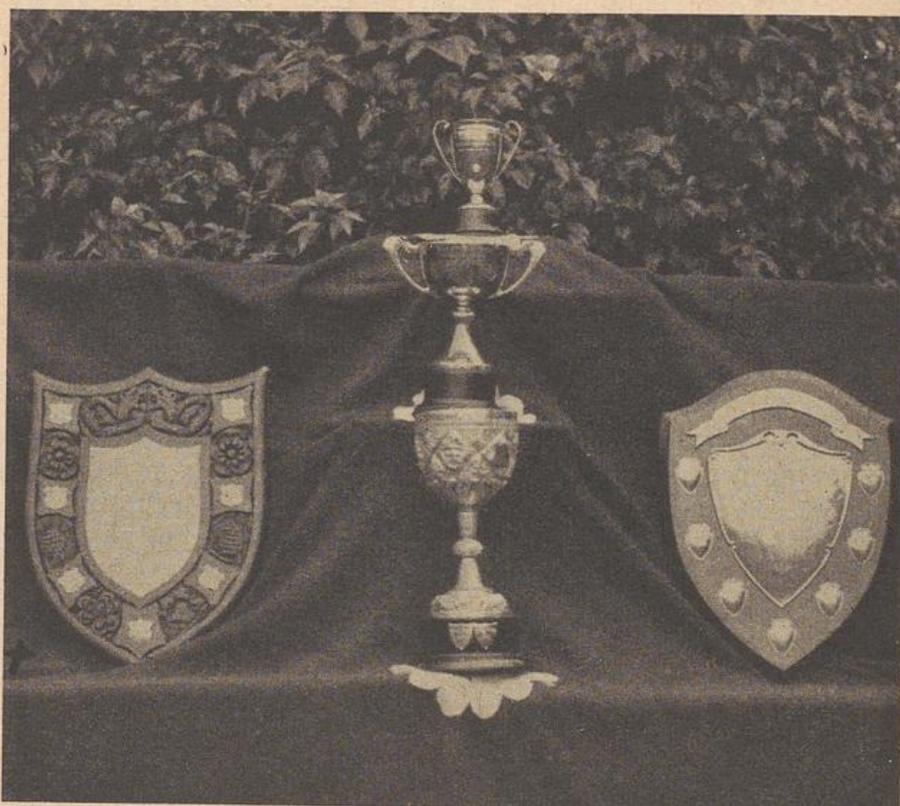
schwarzen Buben unserer Mission mit, um dort ihre Kerbschnitzereien, Laubsägearbeiten usw. zu zeigen und vorzumachen, wie sie es von Schwester Oberin M. Arsenia neu gelernt. Es war komisch anzusehen, als der Lastwagen endlich ans Rollen kam, beladen mit Proviant, mit Stangen und Tüchern für zwei große Zelte, mit Feldbetten für die hochwürdigen Herren, mit einem Chaiselongue für uns beide, sowie mit Decken und Kissen für alle. Auf beistehendem Bild sieht man unser Lastauto in der Steppe. — Raum hatten wir Nairobi verlassen, da setzte auch schon ein ganz feiner Regen ein. Es ging bergauf, bergab und immer noch lag vor uns Steppe und wieder Steppe... Wohl wechselte dreimal das Landschaftsbild ein wenig, wenn wir an Seen vorbeifuhren. Das dritte Mal war es, als wir nach sechsstündiger Fahrt endlich in Nakuru einbogen. —

Nakuru ist ein sauberes Städtchen, recht nett eingebettet in die sogenannten Löwenhügel (Lion-Hills), die die Gestalt eines schlafenden Löwen haben. An einer Seite sieht man den ziemlich großen See Nakuru liegen.

So zogen wir denn in Erwartung des Kommenden auf dem Ausstellungsplatz ein. Und was gab's zuerst. Einen zirka dreistündigen, heftigen Plagregen: Kisten und Koffer standen im Nu im Wasser. Wir wollten anfangen aufzubauen wegen der bereits vorgerückten Zeit (es war 3.30 Uhr), doch das Wasser goß in Strömen durch die vielen Ritzen und drohte unsere schönen Sachen zu verderben. Endlich gegen 6 Uhr abends hörte der Regen ein wenig auf und wir konnten nun bei anbrechender Dunkelheit unsere Arbeit beginnen; am andern Tage, morgens 8 Uhr, mußte alles fix und fertig dastehen. Unsere „Fathers“, die hochwürdigen Patres, hatten unterdessen auch unter fortwährendem Kampf mit dem Regen versucht, die beiden großen Zelte aufzuschlagen. Eins war für die hochwürdigen Patres für die Nacht bestimmt und eins für uns Schwestern. Die Kinder schliefen im Lastauto. Unser Zelt war wie ein kleines gemütliches Häuschen, darin sich links die Chaiselongue, rechts die Eßkisten und in der Mitte zwei große Kisten, welche als Tisch dienten, breit machten. Wenn man hier in Afrika weite Reisen macht, muß man in der Steppe sehr oft im Auto oder in einem Zelt übernachten, weil weit und breit kein europäisches Haus zu sehen ist. So waren wir denn auch recht froh, solch ein schönes, geschlossenes Zelt zu bekommen, weil in Nakuru und Umgegend keine Schwestern auf Missionen sind (die dortige Missionsstation ist sehr arm und klein), und im einzigen dortigen Hotel war alles besetzt.

Nach der ersten Nacht klärte sich der Himmel auf und ganz leise hofften wir, bei der Preisverteilung den ausgefakten Silberpokal für die beste Eingeborenen-Schulausstellung zu gewinnen. Das ist nämlich von großer Bedeutung nicht nur im

Urteil der Europäer, sondern auch in dem der Eingeborenen. Sie wissen heute alle ganz gut, was es heißt, den Silberpokal zu gewinnen, und alle wollen gerne ihre Kinder in eine Schule tun, wo sie möglichst viel lernen und wovon sie ihren Bekannten erzählen können, daß diese Schule im Wettbewerb gesiegt hat. Der Fleiß und Kunstsinne der deutschen Nation kommt hier durch die deutschen Schwestern zur Geltung. 17 Kinder von protestantischen Schulen und von der Heilsarmee sind zu



Gewonnene Preise bei der Ausstellung

ARCHIV

Der mittlere Pokal wurde in Nakuru 1936, der obere kleine in Nairobi 1934 gewonnen. Die beiden Schilde 1935 und 1936

uns gekommen, um sich in Handarbeiten auszubilden. Deo gratias!

So warteten wir denn nicht ohne Spannung auf das Eintreffen der Preisrichter und -richterinnen (je 2 und 2), welche nachmittags gegen 3 Uhr begannen, ihr Urteil zu fällen. Sie waren alle andersgläubig, und da wir schon zweimal den Silberpokal und einmal einen Schild gewonnen hatten, wollten sie uns dieses Jahr absolut nichts geben. Wir dachten schon: „Auch gut, wenn der liebe Gott es so will!“ Doch plötzlich änderte sich die ganze Situation und Preis um Preis kam angezogen, bis es acht erste Preise waren und am Ende — — —

der Silberpokal, den wir aber erst am Schluß der Ausstellung abholen konnten. Wir schickten zwei unserer kleinen Mädchen in ihrer einheitlichen Tracht. Sie hüpfen vor lauter Freude, und erst als sie vor Sr. Exzellenz, dem Gouverneur, standen und aus der Hand der Gattin des hohen Herrn den Silberpokal in Empfang nehmen durften, da funkelten ihre schwarzen Augen in stolzer Freude.

Während dieser Ausstellungstage war das Wetter wirklich schön. Jede von uns hatte auch ihre bestimmte Aufgabe erhalten. Schwester Oberin hatte das Kochen übernommen auf drei dicken Steinen. Ich mußte im Ausstellungszelt die Leute begrüßen und immer und immer wieder versichern, daß alles gewiß unsere Kinder gemacht haben. „Wundervoll, herrlich“, so hieß es in allen Tonarten die ganzen Tage. Es kamen viele Hunderte von Europäern und Eingeborenen. Die ganzen Tage wurde es fast nicht leer.

Neben den Schulausstellungen waren andere Ausstellungen mannigfaltiger Art, wie hygienische und industrielle, dann verschiedene landwirtschaftliche Produkte usw. Jeder Besucher kam auf seine Kosten.

Am vierten Tage, morgens 8 Uhr, sagten wir Nakuru in unserm Lastauto „Lebewohl“, und fort ging es den bekannten, sechsständigen Weg heimwärts. Mit großem Jubel wurden wir mit dem Silberpokal in Nairobi und dann auf unserer Station, die etwa eine Stunde von der Mission entfernt liegt, empfangen. Wir selbst waren gewiß nicht am wenigsten froh, daß wir wieder daheim waren. Dank dem lieben Gott, daß alles so gut gegangen war.

3

Wie die kleine heilige Theresia, Patronin der Missionare, diesem Titel Ehre machte

Beim Nahn des Festes der kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu tauchte ein altes Bild aus vergangenen Zeiten in meinem Geiste auf; es war noch in der schönen, alten Zeit, wo wir in Ost-Afrika, in unserer damals deutschen Kolonie, die bekanntlich $2\frac{1}{2}$ mal so groß war wie das Deutsche Reich selbst, mit dem Bauen begannen. Wir durften den Schulkindern außer der Sprache der Eingeborenen auch das Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen in unserer deutschen Muttersprache beibringen. Bei der jährlichen Schulprüfung gab es dann schöne Preise aus Moshi, und die besten Schüler der obersten Klasse bekamen von der Regierung schon eine kleine Anstellung als Gehilfen.

Die Schüler meiner Knabenklasse, von Hause aus alle Hirtenbuben, übten sich nebenbei im Schleuderballwerfen und Bogenschießen und wollten dabei den David nachahmen, der mit seinen Steinchen den Goliath getötet. Das deutsche Lied „Mit dem Pfeil, dem Bogen“ wurde dabei aus voller Brust gesungen. Auf dem Stundenplan standen auch mit roten Buchstaben zwei Gesangproben in deutschen Vaterlandsliedern. Man glaubte sich in deutschen Gauen, als die kräftigen Bubenstimmen über Berg und Tal schmetterten: „Deutschland, Deutschland über alles“, oder: „Ich hatt' einen Kameraden“, dann wieder: „Morgenrot, Morgenrot“ und wie all diese schönen Volkslieder heißen; sie wurden gepfiffen oder getrillert von den Buben, wo sie gingen und standen. Wieder hatten wir einmal Gesangsstunde, und kräftig schallte es durch den Schulraum zur offenen Türe heraus: „Ich hab' mich ergeben“, als einer, der gerade in diesen Tagen an der Reihe war, das Vieh zur Weide zu führen, rief:

„Laß das freudige Singen, die große Mama hat durch einen Unfall das Bein zerbrochen.“ Auf diesen Schrei, der wie ein Hammerschlag wirkte, klang das Lied in schwermütigen Molltönen aus. Alles eilte ins Schwesternhaus hinüber. Da kamen ihnen auch schon die Mädchen entgegen mit den Worten: „Die Mutter von uns allen ist zusammengebrochen und kann nicht mehr auf den Beinen stehen.“

Tatsächlich hatte Schwester Oberin einen schweren doppelten Beinbruch erlitten. Die Sache war um so ernster, als damals kein Arzt im Innern Afrikas zu haben war. Das Bein schwoll immer mehr an, und das Wundfieber stellte sich ein. Die Schwestern waren ratlos; menschlicherweise war an eine Rettung nicht mehr zu denken. Das ganze Volk, Kinder und Schwestern nahmen nun ihre Zuflucht zur kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu, nachdem die Kranke bereits 48 Stunden wie leblos dalag. Die Schwestern hatten von der Frau Gräfin Ledochowska die Lebensbeschreibung dieser kleinen Heiligen erhalten, und der Inhalt derselben weckte bei den Schwarzen soviel Liebe und Interesse, daß sie einmütig beschloßen, zu ihr die Zuflucht zu nehmen. Am nächsten Morgen war die schreckliche Geschwulst geschwunden, und das Bein zeigte wieder seine natürliche Farbe. Alle legten eine unbeschreibliche Freude an den Tag, und es ist selbstverständlich, daß die kleine heilige Theresia an Ansehen und Verehrung bei ihnen gewonnen hat. Wie ein Lauffeuer ging es durch die Missionsstation. Die kleine heilige Theresia hatte sich wirklich als „Patronin der Missionare“ bewährt, zu welcher sie der Heilige Vater erhoben hatte.

Sechs Wochen nach diesem Ereignis kam ein protestantischer Arzt bei einem Ausflug auf den Kibo durch unsere Missions-

station. Die Schwestern unterließen es nicht, den Unfall untersuchen zu lassen, und der Arzt konstatierte, daß nicht nur ein, sondern zwei Brüche vorhanden waren, und er konnte nicht begreifen, wie die Knochen zusammengeheilt waren, und sagte: „Hier kann die Heilung nur durch übernatürliche Kraft stattgefunden haben.“

Jedenfalls hat die kleine heilige Theresia vom Kinde Jesu ihre helfende Hand in dieser schweren Not gezeigt.



Unser Wirken in Moçambique

Von Schw. M. Gerardis, Lourenço-Marques

Moçambique, eine große portugiesische Kolonie, an der Ostküste Afrikas gelegen, erstreckt sich über 750 000 Quadratkilometer und ist fast neunmal so groß wie Portugal. Anfangs des Jahres 1924 war in unserm Mutterhaus eine Reihe von Schwestern eifrig damit beschäftigt, die portugiesische Sprache zu erlernen unter Leitung eines hochwürdigen Herrn Paters von Gemert, wenn ich mich gut erinnere, um demnächst auszuziehen nach dem fernen, so verlockenden Moçambique. Doch, wie es so manchmal geht, wendete sich das Blättchen und die mutige Schar verschlug sich plötzlich auf englisches Gebiet, als zwei hochwürdigste Herren Bischöfe von dem früheren Deutsch-Ostafrika in Heilig Blut um Schwestern anhielten. Die meisten dieser Schwestern wurden dann für Deutsch-Ostafrika bestimmt. Statt ihrer zogen im Juli Schwester Virginia und Lebuina weniger vorbereitet nach Moçambique. Im Oktober durften dann Schwester Aloysiana, Schwester Fintana und ich ihnen folgen. Wir reisten mit dem schönen deutschen Dampfer „Njassa“, der seine erste Reise nach Afrika machte. Nach fünfwöchiger Fahrt langten wir in Lourenço-Marques, der Hauptstadt von Moçambique, an, und dort stellten wir uns dem hochwürdigsten Herrn Bischof vor. Dann fuhren wir noch zwei Tage und zwei Nächte mit demselben Dampfer weiter und kamen nach Beira. Hier mußten wir eine Woche warten und fuhren dann einen Tag bis Chupanga am Zambesi. Es herrschte auf der ganzen Reise seit Lourenço-Marques eine unerträgliche Hitze. In Chupanga warteten wir abermals, und zwar 10 Tage, bis ein kleiner Dampfer kam und uns mitnahm. Dann fuhren wir noch 11 Tage auf dem Sambesi und kamen nach Tete. Dort blieben wir eine Nacht. Den nächsten Morgen brachte uns eine Gasoline in zwei Stunden nach Boroma, unserm Bestimmungsort. Es war Weihnachtsabend. So feierten wir frohe, stimmungsvolle Weihnachten miteinander. Am Dreikönigstage lagen wir

alle, mit Ausnahme von Schwester Virginia, an Fieber zu Bett mit schlimmen Eiterbeulen an den Händen und im Gesicht. Unsere opfermutige, heroische Schwester Lebuina, unsere Oberin, erlag den Strapazen im August nach dreitägigem Krankenzlager am Schwarzwasserfieber. Zwei portugiesische Priester versahen die Mission in einem Umkreis von acht Stunden. Die Mission war von Jesuiten errichtet worden, etwa im Jahre 1890; als ihre Gehilfinnen waren die St.-Josefs-Schwwestern von Clugny dort. 1910 wurden alle vertrieben. Dann wurden sie ersetzt durch die Väter vom göttlichen Wort und die Steyler



Auf der Heimkehr von Nakuru nach Nairobi

ARCHIV

Schwwestern, die aber auch nach sechsjährigem Aufenthalt die Mission verlassen mußten. Seitdem sind nur noch zwei portugiesische Priester dort. Wir wurden nach 1½ Jahren vom hochwürdigsten Herrn Bischof nach Lourenço-Marques abberufen. Die Vorbereitungen zu unserer Abreise wurden getroffen. Man schaffte unsere 21 Kisten auf eine große Galere. Wir, Schwester Fintana und ich, nahmen Abschied von den beiden anderen Mitschwwestern, die uns später folgen sollten, von den hochwürdigen Herren Patres Missionaren und vielen Eingeborenen, die teilnahmsvoll am Ufer standen.

Zwölf Ruderer setzten das Boot in Bewegung, das über die glatte Wasserfläche eilte, auf welcher die Sonnenstrahlen in

allen Farben spielten. Ein letztes Winken all den Lieben, die wir verlassen, und bald war unsere Mission unseren Blicken entschwunden. Weit und breit nichts als Wasser! Zeitweilig bildet der Zambesistrom große, weite Seen, läßt kleine Inseln trocken liegen, auf denen hochbeinige Reiher stolzieren und sich vor jeder Verfolgung geschützt wissen.

Nach beinahe zweistündiger Fahrt landeten wir in Tete. Vor unserer Ankunft sahen wir einen Dampfer ankommen und glaubten zuversichtlich, unsere Reise fortsetzen zu können. Wir suchten den Kapitän auf und hörten zu unserem Schrecken, daß erst nach acht Tagen ein Dampfer unsere Galere mitnehmen kann. Zurück nach Boroma, das ging nicht mehr! Wir fanden aber liebevolle Aufnahme im Hause des Gouverneurs. Wir benützten die Zeit, um die Kirche, die sehr vernachlässigt war, zu säubern und Paramente und alte Kirchenwäsche in Ordnung zu bringen. Ich hatte dann auch noch Gelegenheit, ein noch ungetauftes Fräulein, das vor der Heirat stand, auf die heilige Taufe vorzubereiten.

Im Hause des Gouverneurs waren wir von Ameisen schlimm belästigt. Ein kleiner Mundvorrat, den wir bei uns hatten, wurde von diesen emsigen Dieben überfallen und während der Nacht besuchten sie uns selbst prozessionsweise auf unserem Lager.

Endlich kam der ersuchte Tag unserer Abreise. Der kleine Zambesi-Dampfer Douro war sehr besetzt. Oben waren wir 25 weiße Passagiere und unten wohl eben so viele Neger. Nach dreitägiger Fahrt kamen wir in Murraça an. Am letzten Tag kettete man an unseren Dampfer noch ein großes Ruderboot, das zu einer Pflanzung fahren mußte. Zwei Engländer, wohl die Besitzer des Bootes, kamen in unseren Dampfer, und die Ruderer, kräftige, gutgesittete Negerburschen, freuten sich, ihres Amtes ledig zu sein. In Murraça mündet der Chire in den Zambesistrom und erweitert den Strom gewaltig. Das uns begleitende Boot verließ uns in Murraça und segelte in die dunkle Nacht hinein, seinen Weg wohl wissend. Wir verbrachten die Nacht im Dampfer. Am Morgen war die Küste des Indischen Ozeans in Sicht. Der Zambesi gibt hier in Chinde sein Wasser dem Indischen Ozean. Wir fuhren dann mit der Eisenbahn der Hafenstadt Beira zu. Zwei Boys versorgten unser Handgepäck und brachten uns zum Kloster der Franziskanerinnen Mariens, wo uns liebevolle Gastfreundschaft angeboten wurde. Vater Antonio Ribeiro, der jetzige Bischof von Portug. Guinea, nahm sich unser liebevoll an. Er erfuhr, daß schon am selben Tage mittags ein Dampfer landet, der uns nach Lourenço-Marques bringen konnte. Er besorgte unsere Kisten zum Schiff und begleitete uns zum Hafen. Ein gewaltiger indischer Dampfer lag auf hoher See. Es war stürmisch und regnerisch. Ein kleiner Rachen sollte uns zum großen schwimmenden Haus

bringen. Zwei Negerburschen arbeiteten sich mit großer Anstrengung auf dem kleinen Kahn durch die hochgehenden Wogen und wir saßen, begossen vom Regen und den spritzenden Wellen, voller Angst einander gegenüber. Endlich langten wir am Dampfer an. Unser Boot schaukelte gewaltig und den beiden Burschen wollte es nicht gelingen, den Rachen am Dampfer zu befestigen. Endlich war es soweit, daß wir die Schiffsbrücke erreichen konnten. Damit wir nun nicht noch eine hohe Treppe vom unteren Deck zum obern im Sturm ersteigen mußten, wurden wir durch einen großen, matt erleuchteten Saal geführt, in dem bei 100 Mohammedaner weilten, teils liegend, teils sitzend auf ihren Lagern. Scheu bemusterten sie uns. Es herrschte dort so geheimnisvolle Stille und wir atmeten auf, als wir das Ende des Saales erreicht hatten. Nun waren wir in der Mitte des Schiffes. Von dort aus führte uns eine Treppe auf das Oberdeck. Wir waren froh, als wir in unserer Kabine angekommen waren. Wir waren nur zu zehn Passagieren bei Tisch. Jeder hatte vor sich einen viereckigen Kasten, der eines jeden Gedeck vor dem Herunterrutschen bewahren sollte, und doch half das nicht viel; man nahm ein wenig Speise und machte sich davon. Bei den nächsten Mahlzeiten waren wir nur mehr zu drei, die übrigen waren alle seckkrank. Zwei Tage und zwei Nächte hielt der Sturm an. Auf dem Deck war es fürchterlich zu sehen, wie dieser Schiffskoloß auf und nieder ging und sich keuchend durch die aufgeregte Flut arbeitete. Morgens wurde es still. Wir nahen der Delagoa-Bucht, und gegen Mittag langten wir im Hafen von Lourenço-Marques an. Wir hielten Ausschau, aber niemand kam auf den Dampfer, um uns zu holen. Lange warteten wir, vergebens, schließlich nahmen wir unser Handgepäck und verließen das Schiff. Einer der Patres von Boroma hatte uns einen Brief mitgegeben für einen Confrater in Lourenço-Marques. Den Brief nahmen wir in die Hand und zeigten ihn ab und zu vorübergehenden Personen, und so wanderten wir, wie wir später sahen, in einem großen Umweg zur Wohnung des Pfarrers. Der war erstaunt, uns allein zu sehen, und bemerkte, daß ein Pater zum Dampfer gegangen sei, um uns zu erwarten. Weil aber der Dampfer so lange auf sich warten ließ, ging der Pater zum Mittagessen, und unterdessen waren wir davongegangen. Der Herr Pfarrer schickte einen Boy mit uns zu unserer Wohnung. Aus einer großen Allee bogen wir in eine schmale Seitenstraße ein, und in der Mitte derselben sahen wir nun unser neues Heim in einem großen Garten. Es machte von außen einen düsteren Eindruck, weil die vier großen Veranden, die das Unterhaus umgeben, ganz mit Mosquitodraht eingeschlossen sind. Drinnen aber ist es freundlich und kühl. So zogen wir ein und sahen uns drinnen um. Bald

darauf kam der Herr Pater, der uns am Dampfer in Empfang nehmen sollte. Schwester Fintana war noch seekrank und zu nichts fähig. So meinte der Pater, ich solle mit zum Dampfer gehen, um unsere Kisten auszulösen. Auf dem Inderdampfer hatten sie unsere ganze Bagage umsonst befördert. Beim Zollamt hatten wir keine Schwierigkeiten. Nun wurden unsere Kisten auf fünf Rikschas geladen und von Boys nach Hause gezogen. Rikschas sind leichte zweiräderige Federwagen. Der Herr Pfarrer meinte, es sei nötig, die davonziehenden Boys zu beaufsichtigen, damit sie unsere Sachen auch richtig abliefern. So mietete ich eine Rikscha und fuhr in der Nähe der Kisten bleibend, heim. Es sah ja wohl sonderbar aus, aber es war ja niemand da, der es an meiner Stelle getan hätte. Zu Hause angekommen, zogen wir das Notwendigste heraus und richteten uns ein wenig häuslich ein. Zwei Tage darauf erkrankte Schwester Fintana schwer an Wechselfieber. Ich war in großer Sorge um sie und fühlte mich sehr verlassen und allein in fremder Stadt. Nach acht Tagen kam der hochwürdigste Herr Bischof von einer Missionsreise zurück. Er nahm sich unser liebevoll an. Der Zustand von Schwester Fintana wurde schlimmer und sie mußte, weil sich Schwarzwassersieber eingestellt hatte, ins Hospital gebracht werden. Ich siedelte mit ihr über, und wir hatten keine Hoffnung, daß sie genesen könne. Doch langsam besserte sich ihr Zustand. Bald kamen dann die beiden andern Schwestern, die noch in Boroma zurückgeblieben waren, an, und nun schafften wir gemeinschaftlich, was mir allein nicht möglich gewesen war.

Im Monat Juni richteten wir dann unsere Schule ein und begannen den Unterricht am 1. Juli mit vier portugiesischen Kindern, 3 Mädchen und 1 Knaben, und 1 deutschen Mädchen, das bis dahin in einem Pensionat bei deutschen Schwestern war, zwei Tagereisen von hier ab. Eine portugiesische Lehrerin half uns, denn mit dem Portugiesischsprechen war es noch nicht weit her. Die Schule wuchs mehr und mehr. Das schlimmste war mir, wenn die Glocke an der Haustür Besuch anmeldete und ich ins Sprechzimmer mußte. Ich hatte lieber mit Herren als mit Damen zu tun, denn die sprechen für gewöhnlich nicht so schnell wie die Damen. Ich sagte auch schon, wenn es angebracht war: „Sprechen Sie ein wenig langsamer, dann verstehe ich Sie.“ So kamen wir allmählich in die portugiesische Sprache hinein. Am Feste vom kostbaren Blut hatten wir dann auch das große Glück, den lieben Heiland bei uns beherbergen zu dürfen. Das kleinste Zimmerchen im Haus wurde Ihm eingeräumt, es war kein passenderes da, weil alle größeren Räume zu Klassen benutzt wurden. In unserm kleinen Kapellchen liest seitdem der hochwürdigste Herr Bischof Dom Rafael jeden Tag die heilige Messe, mit Ausnahme des

Sonntags, an dem der hochwürdigste Herr die heilige Messe in der Pfarrkirche liest. Wir gaben dann außer dem Religionsunterricht in unserer Schule an den schulfreien Nachmittagen Katechismusunterricht an Kinder von andern Schulen der Stadt, weil alle öffentlichen Schulen hier religionslos sind. An den Sonntagnachmittagen versammeln sich in der Pfarrkirche von 3 bis 5 Uhr viele Negerburschen, die in allen Teilen der Stadt in Dienst sind. Zwei Schwestern unterrichten sie und bereiten sie auf den Empfang der heiligen Taufe vor. Es ist erbaulich, wie fleißig sie den Katechismus lernen und wie begierig sie dem Unterricht folgen. Die meisten bleiben nach dem Unterricht noch in der Segensandacht und kehren dann wieder in ihren Dienst zurück. Sie bleiben dem Glauben treu und heiraten christliche Mädchen oder verlangen, daß sie noch vor der Heirat getauft werden. So tragen sie den katholischen Glauben in ihre oft weit von hier gelegene Heimat hin. Auch manchem weißen Heidenkind haben die Schwestern die Gnade des heiligen Glaubens verschafft, manche Mütter, die jahrelang den heiligen Sakramenten ferngeblieben waren, wieder mit Gott versöhnt und andere, die in wilder Ehe lebten, zu christlichen Eheleuten gemacht. Wenn der Raum es gestattete, könnten wir viele Kinder hier haben von Familien, die im Innern leben, wo weit und breit keine Schule noch Kirche ist, und die hier ihre Kinder in Pension in Häusern untergebracht haben, wo sie in großen Gefahren leben. Der hochwürdigste Herr Bischof hat ein sehr großes Grundstück gekauft, auf dem ein großes Institut erbaut werden soll, das zur Aufnahme solcher Kinder dient. Möge der liebe Gott mit seinem Segen unser Wirken stets begleiten und uns selbst würdiger machen der hehren Aufgabe, der wir uns hier für ihn hingeben dürfen.

4

Mgugu, der Sohn des Mantshonga Mncadi

(Fortsetzung)

Gar manches in die Missionschule kommende Kind erschrickt bei diesem Befehl und zögert. Mgugu jedoch löste mit fieberhafter Geschwindigkeit die blankgeputzten Messingringe von seinen Armen und Füßen, zerriß die an Hals und Lenden befestigten Schnüre, an denen er Medizinen zu allerlei abergläubischen Zwecken getragen hatte, und verlangte dann energisch eine Hose.

„Ja, gewiß, eine Hose und auch eine Jacke bekommst du, mein Junge“, sagte die Schwester, „nur muß ich dich dem umfundisi (Missionar) vorstellen.“ Der hochwürdige Pater

Hyacinth war hoch erfreut von dem neuen, vielversprechenden Zögling, und nahm ihn freundlich in die Schule auf. Doch die so sehr gewünschte Hose bekam Mgugu noch nicht gleich. Seine Haare, die allerlei Frisuren hatten, wurden erst glatt geschoren, ferner mußte er ein warmes Seifenbad nehmen, und dann endlich wurde er bekleidet mit Hemd, Hose und Jacke. So neugestaltet führte ihn die Schwester in die Kirche, wo sie ihn lehrte, das Weihwasser zu nehmen, sich zu bekreuzen und die Kniebeugung zu machen. Nachdem die Schwester Mgugu (den Edelstein) dem Schutze der Patronin des Kirchleins, der schmerzhaften Mutter, empfohlen hatte, führte sie ihn in den Kreis der übrigen Schüler. War das ein Jubel! „Ufikile (er ist gekommen), so wie er gesagt“, riefen sie alle, ihn freudig umringend.

Mgugu wurde ein sehr eifriger Schüler und frommer Katechumene. Gar bald übertraf er alle seine Mitschüler an Fleiß, Gehorsam und frommen Übungen. Er war ihnen überlegen in jeder Beziehung. Die Schwester, die das schwierige Amt der Leitung einer Missionschule übernehmen mußte, bekam an Mgugu bald eine Hilfe und Stütze. Ihm waren Autorität und Rednerkunst wie angeboren. Die Zahl der Missionszöglinge nahm stets zu, und nach einem Jahre hatte die gute Schwester schon 120 unter ihrer Obhut, Knaben und Mädchen jeden Alters, angefangen von zweijährigen Kindern bis hinauf zu Jünglingen und Jungfrauen im Alter von 30 Jahren. Heidenkinder, in Unwissenheit und bei schlechtem Beispiel aufgewachsen, bringen gar viele böse Gewohnheiten mit in die Missionschule, und es kostet viel Mühe und Geduld, ihnen bessere Sitten beizubringen. Zeigte sich jedoch irgendeine Unordnung unter den Schülern, da war es Mgugu, der nächst der Schwester jedem Uebel entgegentrat. Er selbst war ein Muster und Vorbild guten Betragens, und so hatten auch alle Respekt vor ihm. Gar oft traf ihn die Schwester, wie er zu gelegenen Augenblicken seine Mitschüler um sich versammelte und ihnen eine Predigt hielt voll Ernst und Energie. In seiner Gegenwart getraute sich kein Schüler etwas gegen die Schulvorschriften oder sonst etwas Böses zu tun.

„Er ist ein ganz außergewöhnlicher, von Gott begabter Negerjunge dieser Mgugu,“ dachte die Schwester oft bei sich selbst, „was wird wohl aus ihm werden?“ Ja, Mgugu tat ganz außergewöhnliche Werke, die nicht leicht ein anderer Negerknabe vollbringt. Er nahm die kleinen Zöglinge im Alter von 3 bis 8 Jahren in seine Obhut. Jeden Abend wusch er diesen die Füße und brachte sie in größter Ordnung zu ihren Ruhestätten. Er wachte über sie auch während der Nacht. Am Morgen wusch er seinen Schützlingen Kopf, Gesicht und Hände und führte sie dann pünktlich, schön paarweise in die Kirche zur hei-

ligen Messe. Mgugu aß nie Fleisch, sondern verteilte seine Portion stets an seine Mitschüler, eine Abtötung, deren Größe nur jener messen kann, der gesehen hat, mit welcher Gier der Schwarze jeden Bissen Fleisch verschlingt. Ebenso enthielt sich Mgugu aller Leckerbissen, wie Zuckerrohr, Bananen usw. Seine freie Zeit verbrachte er meistens in der Kirche oder er lernte seinen Katechismus. Noch Katechumene, betete er den Rosenkranz und ging den Kreuzweg täglich. Lange kniete er oft abends im Gebete auf seiner Strohmatte, bevor er seine müden Glieder zur Ruhe ausstreckte. Bei all seiner Frömmigkeit und seinen Werken der Abtötung war indessen Mgugu nichts weniger als ein Kopfhänger. Er war es besonders, der die Schulkinder stets mit Scherz und Spiel unterhielt. Sein Vorrat an interessanten Märchen und Geschichten ging nie aus, und seine Erzählungen begleitete er mit Gesängen, Gestikulationen und Grimassen, die jeden Zuhörer unwillkürlich zum Lachen reizen mußten. Selbst der hochwürdigste Abt hörte gar manchen Abend Mgugus Vorträgen mit Vergnügen zu. Mgugu war überaus gelenkig. Mit einem Satze konnte er wie eine Kaze auf einen Tisch oder über zwei Schulbänke springen. „Eines Abends“, so erzählte die Schwester, „sandte ich Mgugu mit einer Botschaft hinaus zu Jöglingen, die draußen beschäftigt waren. Hinter dem Schulgebäude war ein etwa 12 Fuß tiefer, ausgegrabener Raum, und Mgugu hatte zur Ausführung seines Auftrages in dieser Richtung zu gehen. Er kannte die gefährliche Stelle sehr wohl. Da es jedoch schon hübsch dunkel war, rannte er in seinem Eifer über den Damm und stürzte in die Tiefe. Er blieb etwas länger aus, als ich erwartete, und ich fragte bei seiner Rückkunft, was Ursache seiner Verspätung gewesen.

„Ich habe einen dummen Umweg gemacht,“ berichtete er mit ganz heiterer Miene, „bin in die Grube hinter dem Hause hinuntergegangen und mußte dann natürlich wieder hinaufgehen, und das war Zeitverlust.“

„Armer Kerl!“ sagte ich bestürzt, „in die Grube bist du hineingefallen! Gewiß hast du dir recht weh getan?“

„Gar nicht,“ antwortete er schmunzelnd, „als ich keinen Boden mehr unter meinen Füßen fühlte, dachte ich, — jetzt fliegen statt rennen — breitete meine Arme aus, und kam ganz schön auf den Grund.“

„Es war dein Schutzengel, der dich beschützte, du hättest dir können den Hals brechen“, sagte ich darauf, und wir knieten nieder und beteten zum Danke das Vaterunser.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rosenkranzkönigin!

Rosen leg ich dir zu Füßen
Dir, o Herzenskönigin,
Und mit Rosen möcht ich grüßen,
Dich, du unsre Mittlerin.

Rosen aus der Kindheit Tagen
Deines Sohnes, lieb und traut,
Weiße Rosen möcht ich tragen
Zu dir hin, o Himmelsbraut.

Rote Rosen möcht ich pflücken,
Ganz durchtränkt von Jesu Blut,
Möcht voll Lieb ans Herz sie drücken,
Denkend an die Gnadenflut,
Die so reichlich ist geflossen
Aus dem bitteren Leidensquell,
Als dein Sohn sein Blut vergossen,
Christi Blut, so rein und hell.

Goldne Rosen möcht ich bringen
Hin zu deinem Himmelsthron,
Möchte jubelnd freudig singen
Deinem auferstand'nen Sohn,
Mit den Engeln dich umkreisen,
Dich, o milde Herrscherin,
Und in tausend neuen Weisen
Preisen dich, o Königin.

Ave Maria!

m. S.

Das Singvögelchen unserer lieben Frau

(Fortsetzung)

Aus dem Leben nachgezählt von Schw. M. E.

Es war einmal an einem milden, lieblichen Maiabend, sie saßen alle drei nach getaner Arbeit in ihrem Gärtchen vor dem Hause. Eine schneeweiße Marienstatue stand in einer grünen Laubnische und leuchtete in der Dämmerung anmutig. Soeben war die Sonne wie ein glühender Lichtball verschwunden, violette Schatten stiegen aus den Bäumen und Blattpflanzen. Marion blickte sinnend der entschwundenen Sonne nach, dann sagte er, wie aus einem Traume gerissen: „So schwindet das Glück.“ „Was ist Glück?“ fragte Edeltraud nachsinnend. „Das Schweigen all unserer Wünsche, die dankbare Ruhe in dem Besitz“, meinte Angelina, ihr Köpfschen an die Schulter Marions legend. „Das wäre der Himmel“, entgegnete Marion schnell. „Auf Erden sind wir nie ohne unerfüllte Wünsche.“ „Angelina hat eine andere Philosophie“, entgegnete Edeltraud lächelnd, „ich wette, sie hat keinen Wunsch mehr auf Erden.“

Die junge Frau Marions blickte fragend mit großen Augen zu ihm auf und sagte: „Deine Schwester hat recht, aber ich sehe, daß du deinerseits nicht dasselbe sagen kannst.“ „Nein, ich könnte es nicht!... Aber, fürchte nichts, mein Lieb“, fügte er schnell hinzu, — denn in ihren blauen Augensternen lag plötzlich ein großer Schrecken, — „ich kann Dir versichern, ich bin der glücklichste Mensch auf Erden und Gott dankbar dafür.“

Ja, das ganze Menschenherz ist ein Rätsel, man kann eine Sache wünschen und zur selben Zeit auch nicht.“ „So ein Kunststück mußt du uns aber erst erklären, lieber Bruder“, sagte lachend Edeltraud. „Nun, ihr liebt doch die strahlende Sonne so sehr, und doch seht ihr auch gerne ihren Untergang.“ „Ja, weil wir wissen, daß nur eine kurze Sommernacht zwischen Scheiden und Kommen liegt.“ „So freue auch ich mich über mein Glück, weil ich weiß, daß ich es nicht verlieren kann, ohne es besser und schöner wiederzufinden.“ Marion stand auf, leise singend:

„Wo die Himmel blauen, finde ich dich wieder.“

Auch Angelina war aufgestanden, es fröstelte sie plötzlich und ihre melodische Stimme hatte einen eigentümlichen Klang, als sie zu ihrer Schwägerin sagte: „Sonderbar, Marion hat manchmal Augenblicke, wo ich ihn nicht verstehe, da kommt oft so ein Ton in seine Reden, wie von einer zerrissenen Saite, was ist das Edeltraud? Auch fühle ich, es schwebt ein Geheimnis zwischen uns, was besser wäre, ich wüßte und verstände es, o Gott, ich möchte ihn ja so gerne glücklich, ganz glücklich machen.“

„Fasse das nicht so tragisch auf, liebe Angelina, aber du

mußt eben wissen, daß du nicht Marions erste Liebe bist, dein Ritter ist eigentlich Unserer Lieben Frau untreu geworden, oder vielmehr, Maria hat ihn dir selbst gegeben, es war ja nicht seine Schuld.“ Und Edeltraud erzählte Angelina, wie Marions größte, heiligste Sehnsucht gewesen, Priester zu werden, wie er schon als Kind, als Knabe der Lieben Frau Verschen gedichtet und sich ganz als Marienritter verschrieben habe. Angelina zitterte. Jetzt verstand sie alles und tiefes Mitleid erfaßte ihr edles Frauenherz. Angelina erriet auch, daß der Wunsch Priester zu werden, noch immer in Marions Herz schlummerte. Jetzt beobachtete sie ihn, wenn er in seiner Goldschmiede stand und oft in seinen Händen einen goldenen Kelch zitternd hin und her besah, wie in tiefem Sinnen ganz verloren, darum also war er ein Goldschmied geworden, um wenigstens die heiligen Gefäße auf diese Weise in den Händen halten zu können. In Angelinas Seele reifte ein Plan. Nur wollte sie einmal, ein einzigesmal darüber reden mit ihm, aber lange wagte sie es nicht, das Thema zu berühren. Einmal, wieder nach der Maiandacht, wo Angelina das „Singvögelchen Unserer Lieben Frau“ so schön und lieblich gesungen hatte, so wie dazumal, wo sie Marion zum erstenmal gehört, da fragte er sie selber, ob sie noch immer so treu ergeben, so voll heiliger Liebe zu Maria sei, wie in jenen Tagen, wo er nicht hinderlich in ihren Weg getreten. Sie sah ihn groß an. „Marion, du mir hinderlich, nein, keineswegs, meine Liebe ist gewachsen, Marion, und ich hoffe, daß auch du keinen Schaden an deiner Seele erlitten durch mich.“ „Gewiß nicht, mein Kind, denn siehe, ohne dich hätte ich wohl ‚Schiffbruch‘ gelitten, das sah mein geistlicher Freund voraus, deine Hand hat mich bewahrt, Angelina. Du warst mein Engel, und es war gut so, wie es gekommen ist, denn siehe, auch du wolltest ja ins Kloster gehen, auch dir ward der Eintritt verweigert wegen deiner schwachen Gesundheit. Siehe, so waren wir für einander bestimmt; mir war es gut so, daß ich dir, meinem Schutzgeist, begegnete, denn siehe, ich war stolz und anmaßend, nicht würdig, im Weinberg des Herrn zu arbeiten, darum wohl blieb mir die Pforte verschlossen. Wer sich vermessen herandrängt, muß verschmäht werden.“ So sprach Marion und hielt dabei ihre bebende Hand treuest in der seinen, und doch klangen seine Worte so schmerzlich, daß auch Angelinas zartfühlendes Herz mit ihm weinte.

Von jetzt an hatten sie nie mehr dieses Thema berührt. Aber wenn jetzt Angelina sang mit ihrer süßen Stimme, dann klang es ganz anders, so wie das Schluchzen einer Nachtigall, es hatte ihr Singen einen wehmütig schmerzlichen Klang. Sonst aber war sie heiter, stellenweise schien ihr Antlitz wie verklärt, sie betete und opferte insgeheim und schien den Himmel mit einer flehentlichen Bitte zu bestürmen.

Angelina liebte immer mehr die Einsamkeit, sperrte sich oft stundenlang in ihrem Stübchen ein, stückte und dichtete darinnen. Marion arbeitete fleißig in seinem Geschäfte, machte kunstvolle Sachen und wurde ebenfalls ernster und stiller denn je. In Zeitungen und Missionsblättern standen um diese Zeit interessante Spalten über die Neugründung einer Abtei weißgekleideter Mönche strengsten Ordens der Söhne des heiligen Benedikt in Afrika, welche viel von sich reden machte. Marion vertiefte sich in diese Blätter, mehr als ihm vielleicht gut tun mochte, sein geistlicher Freund sah es, aber schwieg... war nicht alles Gottes Walten!

Eines Sonntagnachmittags ergingen sie sich im nahen Wäldchen; die Luft war so rein, nach einem erfrischenden Gewitter, die Vöglein sangen in den Zweigen. Marion war heiterer als gewöhnlich, und auch sein geistlicher Freund und Edeltraud waren mitgekommen.

Auf einer grünen Moosbank nahmen sie Platz, und es war gerade wie in einer stillen Waldkapelle unter dem grünen Laubdache. „Wie schön es hier ist,“ sagte Marion, „bitte, Angelina, singe mal, die sanfte Aeolsharfe wird dich so sanft und lind begleiten.“ „Ja, mein Bruder, ich will dir ein Lied singen, das du noch nie gehört hast.“ Angelina sah ihm dabei so sanft in die Augen, ihre treuen Bergißmeinnichtsterne leuchteten wie in einem überirdischen Glanze.

Ganz leise, anfänglich mit zitternder Stimme begann sie:

Bald geh' ich hinauf in die Himmelsau,
Warum, du darfst mich nicht fragen.
Du aber sollst dienen der lieben Frau
Und Rittersgewande tragen.

Bald geh' ich zur einsamen Grabesruh,
Einen Becher will ich dir senden,
Ein goldgesticktes Gewand dazu,
Gewirkt von meinen Händen.

Der Königin geb' ich den Ritter frei,
Sie soll ihn hinüber führen,
Im weißen Mönchsgewande er sei,
Soll ihren Orden zieren.

Marion horchte gespannt, doch die Schönheit der Töne war der Schleier, der ihm die Gedanken Angelinas verhüllte. Er hatte nur das Singvögelchen Unserer Lieben Frau gehört, aber nicht ihr Herz verstanden. Anders sein priesterlicher Freund, der war rasch und tief bewegt aufgestanden und mahnte aufzubrechen, wollte die Schlußstrophe nicht mehr abwarten... Er verstand die Seele der wehmütigen Sängerin.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau

Rom, die Stadt der Kirchen.

In Rom gibt es heute 405 katholische Kirchen, in denen Gottesdienst gefeiert wird. Daneben stehen dem Kultus noch 207 Kapellen, 70 Drationen und 44 Katakomben zur Verfügung. Seit dem Jahre 1870 sind 98 kirchliche Gebäude ihrem Zwecke entfremdet worden. Wie in andern Weltstädten, so existiert auch in Rom das Problem der kirchenlosen Bannmeile. Während in den alten Stadtteilen oft jede Straße mehr als eine Kirche hat, entbehren die seit Kriegsende entstandenen Vorstädte vielfach der Gotteshäuser. Pius XI. hat im Jahre 1930 mit großer Weitsicht ein eigenes Werk für Kirchenbauten in der Bannmeile gegründet, das bisher 26 Kirchen, 5 Kapellen und 17 provisorische Kultusstätten erbaut hat.

England. Was katholisch England im Jahre 1935 geleistet hat. „The Catholic Times“ veröffentlicht eine Statistik über die Leistungen von kathol. Großbritannien im vergangenen Jahre: Neueröffnete und erweiterte Kirchen 70, Grundsteinlegung und Grundstückerwerbungen für Kirchen 42, neueröffnete und erweiterte Schulen 42, Grundsteinlegung und Geländeankauf für neue Schulen 33, Errichtung verschiedener Institutionen wie Pfarrhäuser usw. 44.

Indien. Der Ministerpräsident des südindischen Staates Kotschin, ein Hindu, hat kürzlich in einer Rede wieder wie schon öfters seine Bewunderung für die katholische Religion ausgesprochen. „Seit meiner frühesten Jugend“, so sagte er, „hat die christliche Lehre und das christliche Ideal einen gewissen Einfluß auf mich ausgeübt. Man hat schon oft disputieren hören über die Frage, ob die Missionstätigkeit etwas Nützliches sei. Aber was man auch darüber sagen mag, ich habe die Überzeugung, die aus meiner Erfahrung stammt, daß das heutige Indien und vor allem unser Land den edlen Missionaren viel Dank schuldet, weil sie unserer Bevölkerung einen neuen Geist eingeprägt haben.“ Der Ministerpräsident hob vor allem hervor, daß die Missionare mit ihrem apostolischen Eifer das indische Volk aus seiner Gleichgültigkeit und Stumpfheit aufgerissen hätten, und das christliche Ideal der Hingebung und des Opfers sei auch dazu angetan, die Inder zu den echten Bürgertugenden zu erziehen, zur verantwortungsvollen Mitarbeit für Volk und Staat.

Südamerika. In einer freireligiösen Zeitschrift, die in dem südamerikanischen Staat Argentinien erscheint, „The Christian Century“, findet sich ein Bericht, der als ein objektives Zeugnis vom Fortschritt der katholischen Kirche in Südamerika gelten darf. Sie schreibt: „Die in der vorigen Generation vorherrschende Auffassung, daß Südamerika unreligiös sei, trifft heute nicht mehr zu. Nachdem verschiedene Strömungen über das Land hinweggegangen sind, hat die historische, d. h. die christliche Kirche seit ungefähr zehn Jahren aus einer neuerwachten religiösen Bewegung neuen Kräftezustrom erhalten. Wir haben kürzlich eine Rundfrage bei einer Anzahl führender Missionare und Sozialarbeiter über die religiöse Lage in den verschiedenen südamerikanischen Republiken veranstaltet. Als Gesamtergebnis konnte festgestellt werden, daß die römisch-katholische Kirche jetzt eine führende Stelle unter den verschiedenen Konfessionen einnimmt. Dieses Ergebnis läßt sich wie folgt zusammenfassen: Allgemein wird anerkannt, daß die römisch-katholische Kirche gegenwärtig die vorherrschende Kirche ist und daß sie eine Erneuerung ihres Einflusses und ihrer Macht erlebt. Überall kann eine gesteigerte Teilnahme am Gottesdienst festgestellt werden; Straßenprozessionen finden heute statt in Städten, die dergleichen Rundgebungen früher streng zu verbieten pflegten; ihre Schulen weisen eine wesentliche

Zunahme an Schülern auf, vor allem die theologischen Seminare, die von der einheimischen Jugend sehr stark besucht werden. Auffallend ist eine Atmosphäre des allgemeinen Vertrauens und aufrichtiger Hochachtung in der Einstellung nichtkatholischer, vor allem behördlicher Stellen gegenüber der Kirche."

5

Gute Bücher

Marienbilder aus aller Welt. Von Sepp Schüller. Mit 50 Bildbeilagen. Kartoniert RM. 2,—. Verlag Bugon & Bercker, Revelaer. Durch alle Buchhandlungen.

Die christliche Kunst Außer-Europas ist bisher unverständlicher Weise noch niemals in einer zusammenfassenden und eingehenden Darstellung behandelt worden. Mit der vorliegenden Ausgabe wird zum ersten Male das außereuropäische Marienbild gezeigt und damit ein wichtiger Abschnitt der christlichen Kunst der Missionsvölker in ihrer interessanten geschichtlichen Entwicklung wiedergegeben. Der als Miterbauer und Rustos des Aachener Missionsmuseums und durch zahlreiche Veröffentlichungen und Vorträge im In- und Ausland bekannte Verfasser ist mit den Vorbereitungen zur Herausgabe einer umfassenden Buchreihe über die Geschichte der christlichen Kunst Außer-Europas beschäftigt. Er konnte daher aus reichen Bildarchiven die besten Beispiele echter Marienkunst für das vorliegende Büchlein auswählen. Was hier in jahrelanger Arbeit aus verschiedensten Quellen und in direkter Verbindung mit Missionaren aller Welt zusammengetragen wurde, ist außerordentlich erstaunlich. Wer ahnt, daß beispielsweise aus der Zeit um 1500 ein chinesisches Madonnenbild erhalten ist und daß aus dem folgenden Jahrhundert selbst am indischen Kaiserhofe christliche Darstellungen verbreitet waren? Von Marienbildern aus aller Welt will die Neuausgabe in Wort und Bild berichten. Sie führt von primitiven Negerarbeiten über eine bemerkenswerte Indianerdarstellung zu alten und neuen indischen Werken, zu javanischen Schnitzereien, Lederarbeiten und Malereien und endet schließlich mit den herrlichen Seidenmalereien aus China und Japan. — Für jeden Freund der Völkerkunde und der Kunst, des Christentums und der Mission ist diese Schrift hochinteressant, weil sie für jedes Gebiet ein Neuland eröffnet!

5

Plauderestchen

An den vielen einlaufenden Sendungen ersehen wir, daß ihr, liebe Missionsfreunde, an keine Ferien denkt. Und wenn einer von euch um Ferien anfragen würde, dann lautete die Antwort: „Das gibt's nicht!“ Denn wer einmal den Kampfplatz verlassen hat, der wird schwerlich denselben sicheren Platz wiederfinden, und somit fällt seine ganze bisher so erfolgreiche Arbeit ins Wasser. Also mutig weiter! Wir stehen in hl. Gemeinschaft mit den Missionaren und Schwestern in den Heidenländern und helfen durch Gebet und durch die Tat.

Da muß ich gleich mit Christel Klinkenberg aus Walsum beginnen. Sie ist meinem Wunsche gefolgt und sendet mit ihrer Silbersammlung einen schönen, langen, ausführlichen Brief. Mein Freude war groß, liebe Christel, und schlau warst du auch. Hat dir die Silberhochzeit deiner guten Eltern auch die Silbertruhe gut gefüllt? Das Paket war ja ziemlich groß. Mit Interesse habe ich deine Schilderung über den schönen Festtag im trauten Familienkreise gelesen. Gelt, bei solch einer Gelegen-

238

heit würdest du wohl wünschen, daß ein Tag die Länge einer Woche hätte, ohne zwischendurch schlafen zu müssen. Wie wäre es, wenn du in deinem Eifer auch deine Freundinnen für die Mission begeistern würdest? Da würde sich vielleicht in Walsum bei vereinten Kräften noch manche Bezieherin der Caritas-Blüten melden. Wie wird's ausfallen?

Dem Kindergarten in Altenbeken einen extra lieben Gruß aus der



Martha, Emma und Maria Heinzmann repräsentieren sich uns heute. Gewiß nicht im Eifer nachlassend, ist das Paket trotzdem leichter geworden. Wann wird es den früheren Umfang (160 Hefte) wieder erreichen?

Nachbarschaft und ein inniges „Vergelt's Gott“ für das Silberpapier, welches in zwei Koffern wohlverpackt glücklich sein Ziel erreichte. Gerne wüßten wir die Namen der eifrigen Sammlergruppe in Heiderhof, die da so sehnluchst ein Brieflein erwarten.

Fräulein El. Hausstein und Anna Schade aus Elbing, was habt ihr denn für liebe unbekannte Helferinnen, daß ihr in so kurzer Zeit ein so großes Paket beisammen habt? Ja, diesmal kam das Paket unbeschädigt an, dafür hat das dicke Packpapier gesorgt. Und die 12-Pfennig-Freimarke? — Sie sagt mir genug. — Inzwischen hat sich das Briefstäublein

von Neuenbeken gewiß schon in Elbing und Heiderhof zurechtgefunden und freundlich grüßend an die Stubenfenster der treuen Missionshelfer und Helferinnen geklopft und um Einlaß gebeten.

Wesel und Umgegend drängt sich jezt immer mehr in den Vordergrund. Zwei Sendungen kamen gleich hintereinander an. Jeder einzelnen einen lieben Extragrüß und sorgt, daß ihr auf eurem Posten bleibt. In Beuthen und Alme-Au sind sie ebenfalls immer noch fleißig an der Arbeit, und nach längerem, wohltuendem Schläfchen haben Dortmund und Meckenheim sich auch wieder aufs Kampffeld begeben. Nur flink wieder hinein in die Schar der Getreuen. Euch ebenso ein herzliches „Vergelt's Gott“.

Und nun noch eine Frage: Wer macht den Versuch, einen oder gar mehrere neue Bezieher unserer Caritas-Blüten zu gewinnen? Gewiß rufen da alle eifrigen Missionsfreunde, und das wollt ihr ja alle sein, wie aus einem Munde: Ich! — Wir sehen es euch an, daß keine von euch zurückstehen möchte. Die Belohnung, welche den Eifrigen bis Dezember dieses Jahres beschieden ist, ist euch ja bekannt. Die Auszeichnung für das neue Jahr behalte ich mir noch vor.

Vergeßt nicht, in diesem Monat euren treuen Lebensbegleiter, den hl. Schutzengel, dessen Fest wir am 2. Oktober feiern, oft und gerne zu grüßen durch ein kleines Stoßgebetchen.

Unter heil'ger Engel Hut lebt sich's fröhlich, stirbt sich's gut.
Drum gelobt sei'n ohne Ende diese heil'gen Engelhände,
Denen Jesus anvertraut uns're Seele — seine Braut,
Sie zu zieren, sie zu führen zu des Paradieses Thüren,
Wo der Engel Amt vollbracht, und uns Christus selig macht!
Es grüßen euch herzlich

die Missionschwestern vom kostbaren Blut.

3

Herzlichen Dank

Allen lieben Wohltätern und Abonnenten, welche im verflossenen Monat den Beitrag für die Caritas-Blüten einsandten, ein herzliches „Vergelt's Gott“ mit dem Versprechen des Entschlusses in unsere und der Kinder Gebet.

Vollkommene Ablässe

für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut. 1. Am Feste des allerheiligsten Erlösers (23. Dkt.). 2. Am Feste Allerheiligen (1. Nov.). 3. Am Allerseelestage (2. Nov.).

Goldkorn.

Ein einziger Tropfen Blutes, vom Sohne vergossen, hätte genügt, den Zorn des Vaters zu befänstigen. „Was aber der Gerechtigkeit genügte“, sagt der hl. Chrysostomus, „das genügte der Liebe nicht!“ Jesus gab all sein Blut bis zum letzten Tropfen.

Das Totenglöcklein

meldet das Hinscheiden unserer treuen Abonnentin Frau Kath. Finken aus Oberkassel, ebenso bitten wir um ein inniges Gedenken für unsere liebe verstorbene Wohltäterin und langjährige Abonnentin Frau Luhn aus Erfurt. R. i. p.